

Schwarzwälder Tageszeitung

„Aus den Tannen“

Amtsblatt des Kreises Calw für Altensteig und Umgebung — Heimatzeitung der Kreise Calw und Freudenstadt

Verleger: Monatl. d. Post 1.20 einschl. 18 1/2 Besörd.-Geb., aus 30 1/2 Zustellungs-Geb.; d. Bg. 1.40 einschl. 20 1/2 Austrägergeb.; Einzel-Nr. 10 1/2. Bei Nichterschienen der Bg. inf. hoch Ermögl. 1/2. Bei Nichterschienen der Bg. inf. hoch Ermögl. 1/2. Bei Nichterschienen der Bg. inf. hoch Ermögl. 1/2.

Verleger: Monatl. d. Post 1.20 einschl. 18 1/2 Besörd.-Geb., aus 30 1/2 Zustellungs-Geb.; d. Bg. 1.40 einschl. 20 1/2 Austrägergeb.; Einzel-Nr. 10 1/2. Bei Nichterschienen der Bg. inf. hoch Ermögl. 1/2. Bei Nichterschienen der Bg. inf. hoch Ermögl. 1/2. Bei Nichterschienen der Bg. inf. hoch Ermögl. 1/2.

Nummer 45

Altensteig, Mittwoch, den 23. Februar 1944

67. Jahrgang

Heidentum, dichterisch gestaltet

Die Lehre von Hebbellin.
Von Walter Bloem.

Heinrich von Kleists Drama von Brandenburgs Gloria weite sich im Laufe seiner Bühnengeschichte und zumal in unserer Gegenwart immer deutlicher zum dichterischen Gleichnis nicht nur preußischen, sondern großdeutschen Soldatentums aus. Das ist nicht bloß ein literatur- und theatergeschichtlicher Vorgang. Er hat kulturkundliche Bedeutung. Er gewährt uns einen tiefen Einblick in das Verhältnis des „historischen“ Dichters zur geschichtlichen Wirklichkeit.

Diese ist in unserm Falle, wie so häufig, erheblich unromantischer als das Phantasiegebilde des Dichters. Das gilt schon für die Person des Helden. Der Prinz und spätere Landgraf Friedrich II. von Hessen-Darmstadt war ein harter, kriegserprobter Haudegen von zweiundvierzig Jahren. Schon sechs Jahre vor der Hebbelliner Schlacht hatte er, in schwedischen (!) Diensten gegen die Dänen kämpfend, sein rechtes Bein verloren und trug eine Prothese mit silbernen Gelenken. Das hatte ihm den Namen „Der Prinz mit dem silbernen Bein“ eingetragen. Er war in zweiter Ehe mit einer Nichte des Kurfürsten verheiratet. Mitten aus der Aktion heraus schrieb er ihr die berühmten Briefe, in denen er sie „Meine Allerliebste Frau“ oder „Meine Engelsbilde“ anredet. Sie hatte ihm damals schon zwei Töchter und einen Sohn geschenkt; später sind neun weitere hinzugekommen und drei aus einer dritten Ehe. Von Kleists schwärmerischem, traumwandelndem Hingebung hatte der historische Landgraf also nicht einen einzigen Zug.

Ebenso ist auch die Schilderung der Schlacht ein reines Phantasiegebilde. Schon der Schlachtplan, den der Dichter entworfen läßt, stellt alle strategischen und taktischen Voraussetzungen geradezu auf den Kopf. Er läßt die Handlung im „Schloß zu Hebbellin“ beginnen und unterstellt, daß die Brandenburgier von hier, also von Westen aus, die östlich stehenden, mit dem rechten Flügel an den Rhein angelehnten Schweden angegriffen hätten. In Wahrheit war die Ausgangslage genau die umgekehrte.

Die schwedische Armee stand weit auseinandergezogen mit dem rechten Flügel bei Habelberg, mit einem schwachen Zentrum bei Rathenow und einem starken linken Flügel bei Brandenburg. Wrangel, der von dem bevorstehenden Anmarsch des Kurfürsten merkwürdigerweise keine Ahnung gehabt hat, war gerade im Begriff, seine ganze Streitmacht nach Habelberg, also nach dem rechten Flügel, zusammenzuziehen, und dann die von ihm bereits vollkommen ausgelegene Marschlinie zu räumen, um sich mit den Truppen des Herzogs von Hannover zu vereinigen. Der Kurfürst entschloß sich, das Zentrum bei Rathenow zu durchstoßen. Der Handreich gelang und machte die Vereinigung der Schweden auf dem geraden Wege von Brandenburg über Rathenow unmöglich. Wrangel sah sich gezwungen, seinen linken Flügel von Brandenburg aus auf dem weiten Umweg über Rauen und durch das „Ruch“ bei Hebbellin an seinen rechten heranzuführen. Nun faßte der Kurfürst den großen Entschluß, der sein eigentliches strategisches Verdienst um die Schlacht bedeutet. Als das Bild der gegnerischen Absichten sich geklärt hatte, war Wrangel bereits mit einem großen Vorsprung auf dem Rückzug. Um ihn trotzdem zu stellen, blieb einzig der sühne Ausweg, die Verfolgung nur mit Kavallerie durchzuführen, der er sich wohl leicht freigegeben hätte. Bei Kleist trifft diese demütigende Großtat überhaupt nicht in Erscheinung, im Gegenteil hebt der Dichter ausdrücklich hervor, daß der Kurfürst auch keine Infanterie einsetzt!

In Wirklichkeit erteilte der Kurfürst dem Führer seiner aus 2000 Reitern bestehenden Vorhut, dem Bombardier, am frühen Morgen des 23. Juni den Befehl, den Feind zur Annahme einer Schlacht zu zwingen. Bald konnte Hamburg dem Kurfürsten melden, daß ihm dies gelungen sei. Friedrich Wilhelm ließ ihn zurückgehen, er solle hinhalten und kämpfen, bis das Gros der Kavallerie heran wäre. Der Prinz bekennt nun in einem Brief an seine Frau, daß ihm „bange gewesen sei, er möge Wundertat befehlen“, und er habe bedrohen, ein scharfes Treffen anzugehen“. Dabei gelang es ihm, dem Feind die Schlüsselstellung abzugewinnen: eine Höhe, welche „die Lechtower Fichten“ heißt. Dies rasche Zupacken des Prinzen ist die entscheidende Tat, welche in ihren Auswirkungen die sich anschließende Schlacht entschieden hat. Davon weiß Kleists Drama nichts. Von dieser Planfeststellung aus wurde der feindliche rechte Flügel derart erschüttert, daß Wrangel sich zum Abbruch des Kampfes und zum Rückzug über Hebbellin nach Norden entschloß. Damit war die eigentliche Schlacht beendet.

Während des Rückzuges hat dann der Kurfürst dem Prinzen den Befehl erteilt, den Rückzug des Feindes zu beobachten und ihn womöglich noch einmal aus der Planie zur Wiederaufnahme des Kampfes zu zwingen. Dieser Auftrag ist verunmöglicht, weil Hamburgs Reiter erschöpft waren.

Unzweifelhaft hat die Schlacht zunächst eine gewisse Bestimmung zwischen Rhein und Rhenen zurückgelassen. Ihr Grund aber war nicht der Schein, den Hamburg am Morgen durch sein scharfes Vorgehen entwirft hatte, sondern die Nichterfüllung seines Wehrbeauftragtes am Nachmittag. Allerdings hat diese Trübung keinerlei Folgen gehabt, offenbar weil der Kurfürst sich überzeugen mußte, daß er der Reiterei des Prinzen zu viel zugemutet hatte.

Aus diesem Tatbestand ist eine Legendenbildung hervorgegangen, welche zu einer vollkommenen Umkehrung der Ver-

Sowjetangriffe überall blutig abgewiesen

Deutsche Stellungen im Landekopf von Rattuno verbessert

DNB. Aus dem Führerhauptquartier, 22. Februar.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Unsere Truppen stehen in Riwol Rog in schweren Kämpfern mit vorgebrachten feindlichen Kräften. Bei Sanktgerosha, östlich Schoschhoff, südlich der Berefsna und nordöstlich Rogatschew wurden feindliche Angriffe blutig abgewiesen, östlich der Einbrüche vereinzelt oder abgelehnt. Nordlich Weiklich: Luft griffen die Sowjets erfolglos an. Nach Zerstörung aller militärischen Anlagen wurden die Trümmerselder der ehemaligen Stadt Cypim im Zuge einer vorgehenden Wehrbewegung geräumt.

Zwischen Olmen- und Pepsussee schalteten in mehreren Abschnitten flüchtige feindliche Angriffe.

General der Artillerie Stemmmermann, Befehlshaber der westlich Tschersky eingeschlossenen und dann ausgebrochenen Kampfgruppe ist am letzten Tage des Durchbruchs durch einen Artillerievorstoß in seinem Kampfwagen gefallen. Ihm kommt ein großes Verdienst an der unerschütterlichen Haltung und dem Ausbruch der Kampfgruppe zu. Das Heer hat mit ihm einen besonders bewährten Truppenführer verloren.

In Stalin konnten unsere Truppen in mehreren Abschnitten des Landkopfes von Rattuno gegen jähren feindlichen Widerstand ihre Stellungen verbessern. Gegenangriffe des Feindes gegen unsere neuen Linien wurden abgewiesen. Der südlich Aprika eingeschlossene Feind wird gruppenweise ausgeraubt.

Deutsche Kampf- und Schlaflingereroberte setzten bei Tag und Nacht ihre Angriffe gegen den Landekopf von Rattuno mit guter Wirkung fort. Am Hofen von Anglo wurden zwei Handels-

schiffe mit 9000 BRT. durch Bombenabwurf schwer beschädigt und mehrere Betriebsstoff- und Munitionslager vernichtet.

In den Nachmittagsstunden des 21. Februar griffen nordamerikanische Bomberverbände unter starkem Schutz der D-12 in West- und Mitteldeutschland an. Die entlassenen Bomben sind gering. In hft g-n Luftkämpfen und durch Flakartillerie wurden 33 feindliche Flugzeuge, darunter 25 oermotorige Bomber abgeschossen.

In der vergangenen Nacht waren einige feindliche Stb-Flugzeuge Bomben in West- und Südwestdeutschland.

Schnelle deutsche Kampfgruppen griffen in den frühen Morgenstunden des heutigen Tages den Raum von London an.

Neue Eichenlaubträger

DNB Führerhauptquartier, 21. Febr. Der Führer verlieh das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an General der Artillerie Robert Martinik, Kommandierender General des 39. Panzer-Korps, als 188. Soldaten der deutschen Wehrmacht, ferner an Leutnant Josef Schneider, Kompanieführer in einem bayrischen Jäger-Regiment, als 389. Soldaten, und an Feldwebel Walter Köse, Jagdführer in einem Breslauer Jäger-Regiment, als 390. Soldaten der deutschen Wehrmacht.

Zerflieger über der Schweiz

Berlin, 21. Februar.

Am 21. Februar 1944 wurde der Schweizer Luftraum zwischen 3.15 und 4.05 Uhr östlich der Linie Laufenburg-Sargau zu verschiedenen Malen von fremden Bomben überflogen. Schweizer Blätter bemerken hierzu, daß es sich um Flugzeuge handelt, die Süddeutschland angriffen und auch ihren Rückflug über die Schweiz genommen haben.

Die furchtbaren Wirkungen der deutschen Waffen

Sowjetgefangene erzählen von der Ostfront um Witebsk

(RN) Witebsk im Februar. Wie wissen nicht, ob Stalin vor dieser zweiten Schlacht um Witebsk seiner sogenannten bolschewistischen Front wieder einen Termin für die Einnahme von Witebsk gesetzt hat, wie er — Gefangenenausfragen zufolge — seinerzeit den 27. Dezember als solchen festsetzt hatte. Sicher ist jedoch, daß er seine auf Witebsk angreifenden Truppen fortwährend ansetzte, die Stadt „unblich“ zu nehmen.

Daß der Feind im Hinblick auf die Ereignisse an der Erwinograd Front und in der Nordukraine, wo er in beiden Fällen Gräben gewinnen konnte, nichts unversucht ließ, auch im Mittelabschnitt nachzukommen, ist kein Geheimnis. Das strategische Ziel ist hier nach wie vor einwandfrei erkennbar: Trennung der deutschen Heeresgruppe Nord aus dem Zusammenhang der Gesamtfront durch einen Vorstoß entlang der Dniza zur Ostsee. Der Raumgewinn südlich Erwinograd ermöglichte das sowjetische Oberkommando zu erneuten Anstrengungen, das auf dem Wege zum Meer liegende Witebsk in die Hand zu bekommen, obgleich dem mit keinem Wort die Rede davon sein kann, daß mit dem Besitz der Stadt der Weg nach Riga für den Gegner schon frei wäre. Es wäre selbsterleuchtend, sich gerade heute hinter den Mantel der Unmöglichkeit zu verstecken und die Ereignisse an der Ostfront bagatelisieren zu wollen. Eines steht jedoch trotz des ungesunden bolschewistischen Drucks und trotz der Inflationsschuldung im Westen fest.

Die Kampfpaare bei Witebsk ist ausschließlich von deutschen Soldaten erzwungen worden und keineswegs eine freiwillige Unterbrechung der sowjetischen Offensiv. Der deutsche Soldat hat den

erwarteten Angriff der Bolschewisten aufgefangen.

Verdrängt ist das Menschenfleisch der Sowjetarmee sicher noch nicht, immerhin aber sieht fest, daß die Offensiv ungeheure Blut gekostet hat, eine Tatsache, die in zahlreichen Angelegenheiten ihre Bestätigung findet. So wird beispielsweise von Gefangenen berichtet, daß die Bolschewisten sogar sparsamer mit Erschießungen sind. Während früher schon leichte Vergehen an der Front mit dem Tode bestraft wurden, werden heute nur noch ganz schwere Fälle auf diese Weise geahndet. Mehr als die Gewinn interessiert uns natürlich der Verlust, den wir den Bolschewisten zufügen, und hier haben wir die Gewißheit von der furchtbaren Wirkung unserer Waffen durch mehrfache Zeugnisse erhalten. Sider ist zweifelsohne der persönliche Augenschein: unzählige Male ist das Bild kriegsüberlebender Schlachtfelder durch Film und Foto festgehalten worden. Ein Gefangener fand den richtigen Tag zu solchen Bildern, wenn er bei der Vernehmung sagte: Unser Angriff wurde von der deutschen Artillerie und deutschen Maschinengewehren sehr schnell und so gründlich zusammengeschossen, daß nicht einmal so viel Leute übrig blieben, um die Verwundeten wegzuschaffen.“

Trotz räudlicher Fortschritte, ihrer Offensiv empfinden die Sowjets sehr wohl die unheimliche Wirkung der deutschen Abnutzungstaktik, der sie sich mit allen Mitteln zu entziehen suchen. Irigendwie fühlen sie sich selbst der deutschen Wehr unterlegen, eine Differenz, die sie immer nur wieder durch Massenhaftigkeit auszugleichen versuchen.

Kriegsberichtler Klehden-Schmid.

häftnisse geführt hat. Diese mündlich weiter geprüfte Ueberlieferung ist keinem Geringeren als Friedrich dem Großen in die Hände geraten, und er hat sie schriftlich festgelegt. Seine Darstellung lautet in ihren Hauptzügen: „Voll von glühender Kampfbegier ist sich der Prinz von Somburg ganz seiner Leidenschaft hin und beginnt einen Kampf, der ein verhängnisvolles Ende genommen haben würde, wenn der Kurfürst, von der Gefahr unterrichtet, nicht schnell zu Hilfe herbeigeeilt wäre.“ Am Schluß heißt es dann: „Er verzicht dem Prinzen, daß er so leichtfertig das Wohl des ganzen Staates auf Spiel gesetzt hatte, indem er ihm sagte: Wenn ich über Euch nach der Schärfe des Krieges urteilen wollte, so hätte ich Euer den Tod verdient; aber Gott möge mich bewahren, daß ich den Glanz eines so glücklichen Tages verdunde, indem ich das Blut eines Prinzen vergieße, welcher hauptsächlich zu meinem Siege beigetragen hat.“

Diese friederizianische Legende ist offenbar die Keimzelle der Dichtung geworden. Kleist hat sie ganz folgerichtig weiterentwickelt. Er verlegt den Zeitpunkt des angedeuteten Eingreifens von Anstalt der Schlacht auf ihren Höhepunkt: Der Prinz soll den Kampf nicht einleiten, sondern im Gegenteil seinen Verlosse intentos zusehen, bis der Sieg sich durch den beginnenden Rückzug des Feindes ankündigt — dann erst soll er den schon erzwungenen durch sein Vordringen lediglich vollenden helfen. Das bedeutet natürlich für das Reiterempement des Prinzen eine weit härtere Belastung und damit für den dramatischen Spannungsbogen eine ungeheure Steigerung. Sierdurch löst sich der Prinz bei Kleist aus weit zwingenderen

Motiven und in einem viel folgenschwereren Augenblicke den Schlacht zum Angehörigen verleiht. Dem Sieger stellt Kleist den Kurfürst das Kriegsgericht und den Justiztod nicht, wie der friederizianische, nur scheinbar als eigentlich von Rechts wegen fällige Möglichkeit vor Augen — er zerrt den Prinzen mit allen Anzeichen eines unverföhlichen Hornes vor ein Kriegsgericht und läßt ihn zum Tode verurteilen. Die Verurteilung, welche der Kurfürst bei Friedrich dem Großen von vornherein freiwillig gewährt, läßt er sich bei Kleist erst abringen, nachdem der jugendliche Somburg durch einen heftigen Exziehungsvorgang zum Verständnis seiner Schuld und der Gerechtigkeit seiner Beurteilung gereift ist.

Seltsame Verschönerung: Eine tatsächlich vorhandene Bestimmung, welche aus Anlaß eines allerdings irrtümlich angenommenen allzu schlappen Vorgehens bei einem der Schlacht nachfolgenden Gefechte bestand, wird von der Legende in eine Bestimmung wegen allzu scharfen Vorgehens verwandelt, das beim Kampfbeginn allerdings vorgekommen ist, ohne irgendwelche Folgen nach sich zu ziehen.

Gesamtergebnis: Kleists Schauspiel um den Großen Kurfürsten ist kein Geschichtsdrama im strengen Sinne, sondern, wie im Tone, so auch in der Stoffgestaltung eine Legende, ein mit geschichtlichen Motiven frei spielendes Märchen. Das Wunder dabei ist dies: auf einer grundfalschen Vorstellung vom Gesamtverlauf und von sämtlichen Einzelheiten ist das Bild einer großen Fürstengestalt und eines für die brandenburgisch-preussische wie für die Weltgeschichte hochbedeutsamen Ereignisses entstanden, das „wahrer“ ist als die Wirklichkeit.

Wir tragen...

Von Jürgen Hahn-Butry

Wir tragen mit stolzen Rücken die Lasten, Die uns der Krieg auf die Schultern legt. Wir beugen uns nicht, wir kennen kein Kaffen. Wie auch der Sturm um die Stirnen uns legt.

Um unser Kinder Glück zu erwerben, Dünkt uns kein Opfer zu schwer zu sein. Das hämmert uns bis zum bitteren Sterben Die Liebe zum Blut in die Wasse ein.

Und stürzen die Häuser mit brechenden Mauern, Und lösen die Feuer weit über das Land, Wir werden auch dieses Leid überdauern Mit Herzen, die Feuer zu Stahl gebrannt.

Leben für unsere Toten

Von M. A. v. Lütgendorff

„Wir müssen leben, damit unsere Toten leben. — Der seine Ewigkeit verliert, verliert damit seine Toten! Und was ein Mensch ohne Ewigkeit ist, das habe ich hier im Felde jeden Tag spüren können. Das will ich freudig aussprechen: Der Lebenden sind wir ungezügelt, aber nicht der treuen Toten, die unwandlungbar bei uns bleiben — und in diesem Heiliggedanken steht etwas, das uns tiefste Freundschaft gibt, das uns aller Klagen entrückt und uns unser Leben leben und lieben lehrt.“

Eine große befreiende Wahrheit liegt in diesen Worten, die Gorch Foch, der deutsche Dichter, der in der gewaltigen Schlacht im Stageraal im Juni 1916 den Seemanns Tod starb, einmal schrieb.

„Niemand geht unbelohnt über Friedhofserde“, sagt Peter Rosegger. „Wenn aber diese Worte gelten, so gelten sie vor allem für die Kriegesfriedhöfe, denn alle diese Weidstätten sind Zeugen treuester Kameradschaft und Dankbarkeit. In der Nähe der Front zeigt sich das am deutlichsten. Da liegt ein Ehrenfriedhof im Osten, von Linden umschattet. Keinem Grab fehlt das sorgfältig zusammengebaute Kreuz aus Weidenholz mit dem Namenschild darauf und seinem das schmückende Baumchen. Im Weltkrieg wurden die frontnahen Grabstätten der Krieger von den Kameraden genau so liebevoll geschmückt, wenn auch oft mit den einfachsten Mitteln. Da gab es Erdhügel, auf denen um das schlichte Holzkreuz ein Kranz von Schrapnellköpfen hing, weil nichts anderes zur Hand war, um das Soldatenrab zu kennzeichnen: da war mühsam ein Kreuz aus Schrapnellgeschöhhüllen zusammengefügt, dessen Mitte ein Stern aus Gewehrpatronen zierte, oder es latterten um die Grabkreuze Fahnen und Fähnchen in den Landesfarben. Auf einem Kriegesfriedhof im Karst stellten die Soldaten auf und zwischen den Gräbern mit den dunkelrot gestrichenen Holzkreuzen alle erdenklichen Erinnerungsgleichen auf: Ueber dem Hügel eines Fliegers liegt auf einem Stein ein schwerer Flugzeugmotor; über dem Grab eines Maschinengewehrtrügers stehen Teile des Geschüßes, das er bediente; die Ruhestätte eines Kraftfahrers bezeichnet ein Kraftwagenmotor. Der ganze Friedhof ist übersät mit Kampfmitteln des Krieges, allein im Grunde liegt in diesem Graberschlund, doch derselbe Sinn, der vor Jahretausenden schon die Menschen veranlaßte, den im Kampf gefallenen Helden ihre Waffen, das Waidstück, was im Leben zu ihnen gehört hatte, mit auf den letzten Weg zu geben. Und daß man zu den Toten legte, was ihnen lieb und unentbehrlich gewesen war, beweist, daß man fest an das Fortbestehen des Landes glaubte, das den Verstorbenen mit der Erde verbunden hatte.“

„Wenn man recht bedenkt, was eigentlich das Leben ist“, schrieb Friedrich der Große eine Woche vor seinem Tode, „so besteht es darin, seine Mitbürger sterben und geboren werden zu sehen!“ Aber auch er hatte dafür gelebt, daß die Toten weiterleben und daß ihr Blut nicht umsonst geflossen war. Und so soll und muß denn auch unser Leitsatz sein: Leben für unsere Toten, um ihr Werk weiter zu führen.

Geheimnisvolles von der Atlantikküste

Von Adolph Meuer

Die frühesten Architektur des Abendlandes dürfte in der Steingrupe zu suchen sein. Spätlich sind die Zeugen solcher Architektur und nur dort noch anzutreffen, wo sie unberührt von einer nachdrängenden menschlichen Kultur die Erdwälter überdauern konnten. Menschlicher Forscherdrang hat ihr Geheimnis enträtselt und sie als die frühesten Zeugen abendländischer Architektur erkannt.

An der westspannischen Atlantikküste, wo unsere Soldaten jetzt Wache halten, haben sich diese frühen Zeugen vor allem auf den der Küste vorgelagerten Inseln erhalten. Die Landschaft bot hier die Voraussetzungen für eine ausgedehnte Megalithen-Kultur. Es sind Steinsetzungen, die wie die Dolmen oder Menhire einem uralten Totenkult entstammen. Unter Dolmen haben wir Grabkammern zu verstehen, die von gewaltigen Steinen gebildet werden. Mehr noch als die bretonischen Dolmen lag im nordspanischen Küstenraum häufen, drängen sich in der gleichen Landschaft die Menhire zusammen als einzelne Wäler, als Gruppen und große Felder, in denen sie zu Hunderten und Tausenden so häufig und so dicht stehen, daß die Sage sie für versteinerte Heerhaufen hält. Menhire sind aufgerichtete Felsblöcke, fast immer unbehauen, doch immer so, daß die Seitenlinie betont wird, und von sehr verschiedener Größe. Es wurden Steine gefunden von sieben Meter Länge, einer sogar von zwanzig Meter Länge. Die Menhire mögen mit sehr verschiedenen und heute gewiß oft unklaren Bestimmungen errichtet worden sein. Viele sind in enger Verbindung an die Dolmenfelder errichtet und bilden mit ihnen eine Einheit, wie überhaupt Menhire vielfach als Totengedenksteine aufzufassen sind. Seit sich dieses Gebiet im Schutze unserer Soldaten befindet, haben deutsche Forscher die rätselvollen Steinsetzungen untersucht. Ueber die Ergebnisse dieser Untersuchungen, die noch nicht abgeschlossen sind, berichtet der ebenfalls im Felde stehende Dr. W. Simon in den Berichten der Sendebücherei der Naturforschenden Gesellschaft.

Oftmals lassen sich aus der Lage der Menhire Erdbebenwirkungen erkennen, die im Laufe der Zeiten stattgefunden haben. So werden die kulturgeschichtlichen Wäler zu erdgeographischen Marken. Auf der Insel Groix konnte aus der Lage der Menhire eine nachweislich zweimalige Strandveränderung erkannt werden. Die ewig und unablässig gegen die Felsen anrennende Brandung des Meeres hat selbst die Steine geschaffen, die von urzeitlichen Bewohnern als Totenmale ausgesucht und verwendet wurden. So konnte nachgewiesen werden, daß die Menhire der Insel Groix ausschließlich von der Küste stammen, wo sie aus dem Zerfall der Uferschalen ausgelesen wurden. Die meisten zum höchsten Teil aus kristallinen Gesteinen, die im Bereich der Brandung nicht nur mechanisch stark zerfallen, sondern auch chemisch angegriffen werden.

Rundfunk und Nerven

Leblichste Kunde für ängstliche Gemüter

Von W. F. F. F.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Verwendung mancher Verlebens- und Nachrichtenmittel gewisse Krankheitserscheinungen zur Folge haben kann, wenn nicht rechtzeitig vorbeugende Maßnahmen getroffen werden. Verschiedentlich wird auch dem Rundfunk gesundheitsschädigende Wirkung nachgesagt; und zwar beeinträchtigt er das Nervensystem. Dem Verfasser, der langjährig im Rundfunk betätigt ist, ist, klopfen die Beschwörer, sie empfanden nichts im Bett Störungen im Unterleib, an Armen und Beinen; alles gehe in gewissen Rhythmen vor sich. Andere behaupteten, sie könnten abends nicht einschlafen, weil die Funkwellen sie unangenehm wach hielten. Und schließlich behauptete man sich darüber, daß der Rundfunk bereits vorhandene rheumatische und gichtische Schmerzen um Unverkäuflichkeit verstärkt habe. Jemand wollte sogar lebhaftere Jahrschmerzen bemerkt haben, wenn der benachbarte Ortseigenen arbeitete.

Die nähere Prüfung ergab, daß die durch Funkwellen angeblich gesundheitlich geschädigten Menschen fast durchweg Nervenleidende waren. Alle wollten Klagen und Tönen in den Ohren vernommen haben, das sie auf die Einwirkungen irgendwelcher Funkender (Rundfunk oder Telephonie) zurückführten. Auch gab man an, gewisse ein verärgertes Pulseren in den Adern verspürt zu haben, während in anderen Zeiten wieder über Kältegefühl in den einzelnen Gliedern zu klagen gewesen sei. Auch Kopfschmerzen, Schwindelgefühl und Müdigkeit wären aufgetreten.

Kann bereits aber kein Zweifel, daß all diese Erscheinungen: Tönen, Zittern, Schwindelanfälle, Abwechselnheit, Kältegefühl, Nervenleiden, typische Anzeichen von Nerven- oder Gemütsleiden sind. Solche Menschen, sogenannte Hypochondriker, bilden sich leicht allerlei Krankheitsen ein, während in Wirklichkeit nur ihr Nervensystem nur gelitten hat. Es handelt sich nicht immer um einfältige, sondern vielfach um geistig hochstehende Menschen, die alle Feinheiten der Wissenschaft der

Leblich aufmerksam verfolgen. Unter den Beschwörerführern bezauberten sich beispielsweise Leute, die ein geraden erkranklichen Wissen über das Funktönen an den Tag legten. Einmal behauptete eine vieljährige gebildete Frau, sie leide des Nachts stundenlang funktchnische Visionen, da sie wegen des tafelmäßig auf- und abwechselnden Kältegefühls in den Beinen so doch nicht schlafen könne. Auf Befragen gab sie an, bis morgens fünf Uhr schlaflos zu sein. Als ihr erklärt wurde, der letzte Funkender höre Stunden früher mit seinen Darbietungen auf, so daß es sich doch wohl nur um andere Krankheitserscheinungen handeln könne, protestierte sie zunächst gegen diese Auffassung. Ihr wurde empfohlen, abends das Licht zu löschen und vor dem Einschlafen nicht zu lesen. Sie erfuhr nach acht Tagen... geheilt!

Es steht fest, daß die Wellen unserer Funkender überhaupt nicht in der Lage sind, im menschlichen Körper Tönen und Strahlen zu erzeugen. Geviß durchdringen sie nicht nur Mauern und Fenster, sondern fliegen auch durch unseren Organismus. Es ist aber vollkommen ausgeschlossen, daß sie in unserem Innern eine Resonanz hervorrufen.

Auch die sogenannten „Erdstrahlen“ sind früher für eine Reihe von Krankheiten und für Gemütsstörungen verantwortlich gemacht worden. Es entstand das Märchen von den „Krebsstrahlen“, die abgelehrt werden mußten. Wandlungstrahlungsgänge stellten als Ursache Wasseradern fest. „Erdstrahlungsapparate“ wurden angepriesen und in großen Mengen verkauft. Abschirmgeräte wurden um die angeblich gefährdeten Häuser gelegt... Aber die Erdstrahlen haben nicht der Gesundheit, sondern nur dem Geldbeutel der Versicherungsgesellschaften geschadet.

Auch die Funkwellen sind unschädlich, es sei denn, daß die Hörer ihr Gerät unverantwortlich laut einstellen: Das Brüllen des Lautsprechers beeinträchtigt die Nerven der Nachbarschaft. Doch braucht niemand dies zu dulden. Wer sich an die nächste Polizeibehörde, an einen Funkstellenleiter der RDA oder an eine Rundfunkunterstützungsstelle der Deutschen Reichspost wendet, erreicht alsbald Befreiung von diesen Qualen.

Sperballone unter sich

Heiteres von Albert Wähl

Im Luftbereich über Klusenlamp leidet eine Reihe von Sperballonen. Von weither sehen sie aus wie Kaulquappen, die zwischen den Wolken im blauen Himmelreich schwimmen. Wer aber nahe davon sieht, denkt an Walfische. Sie haben eine Schwanzflosse wie eine Schiffschraube. Frage wegen sie sich hoch über den Baumkronen, immer am Band.

Das geht nun so Tag für Tag, und weiter wäre wohl eigentlich nichts zu sagen, wenn sich nicht neuerdings über Himmeln auch ein Sperballon erhoben hätte. Dieser neue pultete sich mächtig auf und ranzte ganz gefährlich aus der Piste. Die alten Affinen waren darüber sehr erdost; sie schickten ihnen den Obergefreiten auf den Hals. Der sollte ihm dieses unheimliche Benehmen mal ansprechen.

„Du lächerlicher Luftfloh“, hauchte der Obergefreite ihm an, „kannst du die Schwanz nicht ebenso gut wie wir ruhig nach vorn halten?“ — „Natürlich kann ich das“, erwiderte der Neuling frech, „aber ich finde das schrecklich langweilig. Wer heißt hier übrigens Luftfloh? Rasmus ist mein Name!“

„So heißt du aus? Zum Donner!“ wote der Obergefreite und legte sich so weit nach ihm über, wie er konnte. „Ich knief dich in den Schwanz, wenn du nicht augenblicklich still auf derleine bleibst!“ Zu schneit ja aus einer ganz belouderten Familie zu kommen.“

Tiefe Bemerkung stimmte den Neuen noch einen Ton höher. „Stamm ich auch“, unterstrich er sie, „ich bin mit der Familie der Juppeline verwandt, bitte sehr! Wir Rasmussen haben das Patent für große Luftfahrtschiffe in der Wege schon mudekommen, wenn du das wissen willst. Glaubst du, ich will hier verrottdeln? Wozu stehen wir hier eigentlich?“

„Wozu? Wann, seit wann steigt ein Soldat wozu? Wir haben hier zu stehen, das ist unser Dienst, damit das! Ich möchte mal sehen, wie weit du mit deinem Patent kommst, wenn du hier schon nicht Selbstaordnung halten kannst. Rimmst du dich nun endlich zusammen!“

Rasmus schauelte sich erst noch mal ordentlich, rein aus Schläne, dann ging er ruhig hoch wie eine aufstehende Seehund. Als er aber unten auf dem Knickung ein Liebespärdchen entdeckte, schwärmte er gleich wieder aus. Er konnte es einfach nicht mehr aushalten, so am Band zu sein. Bei dem nächsten Windstoß trieb er sich los.

Er läßt dir sagen, du müchtest doch unbedingt am Sonntagmittag zu ihm kommen. Er wäre dann ganz allein zu Hause, weil die anderen die Eltern seiner Schwiegertochter belachen wollen.“

„Do soll ich ihm Gesellschaft leisten?“ Dora jubelte die Achseln. „Ich glaube nicht, daß es nur deswegen ist. Er machte den Eindruck, als ob er etwas Besonderes auf dem Herzen hat. Allerdings wüßte ich nicht, was das sein kann, wo doch die Sache mit Hanne endgültig oorbei ist.“

„Aun, das werden wir ja sehen“, unterbrach Karl. Er wachte nur zu gut, daß seine Mutter die Enttäuschung darüber noch nicht verwunden hatte, und wollte nicht, daß sie wieder mit Worten die alte Wunde aufriß. Sie schmerzte ja immer noch.

Nur seiner Mutter liebebe war Karl bei seinem Onkel geblieben. Viel lieber wäre er weit fortgegangen von dem Ort, wo er täglich an die Frau erinnert wurde, die er lieb hatte und die ihn nicht wollte. Aber die Mutter war ja so mitgenommen von den Ereignissen der letzten Zeit, daß er ihr diesen Schmerz nicht antun mochte. Ihr Haar war gebleicht, und das sonst noch so frische Gesicht sah grau und zerföhrt aus.

Aus Worten des alten Grothe und auch aus seinem Befehl hatte Karl entnommen, daß dieser noch nicht alle Hoffnung ausgegeben hatte. Vielleicht hatte auch seine Mutter das bemerkt und wollte ihn deshalb nicht fortlassen. Karl lächelte bei diesen Beobachtungen schmerzlich in sich hinein. Sie wußten ja beide nicht, was er wachte: Daß ein anderer Mann im Spiele war. Was Vater Grothe allerdings damit bezweckte, daß er ihn am Sonntag zu sich bestellte, das konnte Karl sich auch nicht erklären.

Beinahe hätte er über diesen Grubeleien den Brief von Behrend vergessen. Seine Mutter mußte ihn erst wieder daran erinnern. So machte er sich dann auf den Weg. Die Sonne war schon untergegangen, aber ihr letzter Schein stand noch glühend am westlichen Himmel. „Morgen gibt es einen schönen Tag“, schloß Karl daraus, gewöhnt, alles mit

den Augen des Landmannges zu sehen. Auf der nahen Weide flatterte mit lautem „Klirr“ ein Kibitz hoch.

Eines der Jungtiere, die hier weideten, kam zutrotz bis an die Umfriedigung heran und ließ sich den Kopf kraulen. Und als Karl weiterging, ließ es noch ein ganzes Stück mit.

Auf der Landstraße kam ein Radfahrer näher. Nun bog er in den Fahrweg ein und sprang neben Karl vom Rade. Es war Behrend.

Er machte ein verlegenes Gesicht, und redete gleich drauf los, etwas überfüllt und holperig. Karl habe wohl keine... halten und sich sicher gewundert, was er von... Das konnte er sich denken. Ja, die Sache... hätten doch bei Stolte den Städter... dem... sie ihnen die Landwirtschaft lernen... So, das mußte Karl gar nicht? Ja, dieser Kerl ginge... jeden Sonntag abend fort und käme spät wieder. Zur Wirtschaft Pentermann, lage er immer. Nun habe er... Behrend... ihn aber dabei ertappt, daß dies nur ein Vorwand sei und er in Wirklichkeit jemand anders besuche. Sieh, und darum käme er zu Karl. So hieß doch, daß er heimlich mit Hanne Moorkomp verprochen sei und sie heiraten wolle.

Er verstummte unwillkürlich vor Karis Storem, abweisendem Gesicht, aber dann sagte er doch raldig hinzu: Und zu dieser Hanne Moorkomp sei der Städter gegangen.

Scheinbar sehr ruhig erwiderte Karl, er müsse zunächst einen Irrtum richtigstellen. Er sei niemals mit Hanne Moorkomp verprochen gewesen. Also ginge ihn diese ganze Geschichte nichts an.

„Was?“ stotterte Behrend. „Die Leute sagen es aber alle.“

„Die Leute sagen viel und täuschen sich oft. Vielleicht hast du dich auch getäuscht.“

„Nein, nein!“ ereiferte sich Behrend und schilderte noch einmal alle Einzelheiten.

Frau hinterm Pflug

Roman von Marie Schmidtsberg

Ueber-Bedlitzschutz. Drei-Quellen-Verlag, KÖ. strick (Bez. Dresden)

38) Kopfschütteln und verständnislos sah Karl Hollinger auf das mit ungelenteten Buchstaben bemalte Briefblatt in seiner Hand.

„Lieber Karl“, las er noch einmal, „Ich muß dich mal sprechen, denn ich habe dir was Wichtiges zu sagen. Es braucht auch sonst niemand zu hören, darum komm mir morgen abend gegen acht Uhr auf dem Wege von der Straße nach Euren Haus entgegen.“

Mit Graus Behrend Schlinge bei Hofbesitzer Stalte.“

Karl kannte Behrend nur flüchtig, und er konnte sich nicht denken, was dieser ihm wohl zu sagen haben könnte. Vielleicht hatte er davon gehört, daß er eine Stelle suchte, und glaubte, ihm eine solche vermitteln zu können? Aber warum dann diese Geheimnistuerei? Warum kam er nicht einfach ins Haus?

„Hast du einen Brief bekommen, Karl?“ fragte die Stimme seiner Mutter hinter ihm.

Karl drehte sich vom Küchenfenster um. „Ja — und was für einen. Hier, lies nur.“ Dora las verwundert.

„Was soll das? Was will er von dir?“

„Ich kann es mir beim besten Willen nicht denken. Aber ich kann ja auf jeden Fall mal hören. Wann ist der Brief geschrieben? Gestern? Na, dann also heute abend.“

„Ja, dann wirst du ja hören, was er will. Ich habe übrigens auch noch eine Bestellung an dich auszurichten. Borchin traf ich auf dem Wege zur Weide den alten Grothe.“

(Fortsetzung folgt)

So, nun habe er es geschafft, selig stieg er in die blaue Höhe. Das war denn doch eine andere Sache. Er wirbelte vor Vergnügen mit der Schraubenflöte, schob foppheister und zuckelnd schwingend dahin. Die ganze Reihe der Sperrballone gab sich einen Enttäuschungsdruck. Aber sie konnten ja alle nur ihren Jörn auf der Seele ausschütten, sie waren ja am Band. Er jedoch, Natasus, aus der Familie der Zepeline, war nun auf großer Fahrt unterwegs, sehr! Er peilte gleich eine Richtung an.

Wie er aber bald merkte, konnte er nicht Kurs halten. Immer wieder schor er achteraus. Was war denn nur mit ihm los? Er sah, da sah er die Versicherung, er ging ja vor Treibanker! Sein Tropfen schleifte über Knid und Koppel, fuhr in die Baumkronen und schlug an den Telegraphendraht. Wapp, schon hatte er sich festgeklammert. Wieder war er am Band, und wie! Ein flüchtiger Anblick. Daß ihm, aus der Familie der Zepeline, etwas passieren mußte! Er kramte sich vor Erbit erung. „Mur“, rief er sich zu, „im Namen der Vier vorwärts!“ und mit gewaltigem Aufsetzte er hin und her. Wahrscheinlich, es gelang, die Verstrickung löste sich! Aber gleichzeitig erwachte ihm durch einen Riß die Luft. Nun war es um ihn geschehen.

„Der mit seinem Patent und seinem Stammbaum!“ jagten die Ästiden. „Was für einer war er denn schließlich? Wirklich doch nur ein lächerlicher Puffball!“

Gesundheit und Gemeinschaft.

Von Dr. med. W. Focher mann.

Wenn wir mit allgemeingültigen Dogmen und Doktrinen glücklich werden könnten — glücklich, wie es so viele gern wollen —, gäbe es bestimmt fast nur zurechnende Menschen, denn die Zahl der Leiden, wie „man“ etwas erreicht, sind Legion. Damit haben wir auch schon die Ursache, warum die Philosophen und Heilgelehrten so verhältnismäßig wenigen zum Erfolg gereichen: sie versuchen persönliche Schwereigkeiten durch allgemeingültige Sätze zu beheben, während doch der Entwicklungsweg des Einzelmenschen eben dahingehen sollte, wie Schwereigkeiten, die wir alle haben, möglichst durch persönliche Mittel zu beheben.

Wer sich der Tatsache bewußt ist, wie sehr unsere persönlichen Schwereigkeiten einander abmeln, der findet sich sehr wohl zum großen „Wir“, zur „Gemeinschaft“ — ein Vorgang, der sich innerlich vollzieht. Wie viele Menschen aber gehen in Gesellschaft in der Hoffnung, dort Gemeinschaft zu finden, und sind dann bitter enttäuscht, daß es das Gewünschte antichend nicht gibt. Dabei denkt ein solcher Mensch rechtlich nicht, daß es sicher dem anderen dort ebenso erging. Würden beide sich dies einmal ehrlich in einer Gesellschaft sagen, wären sie vielleicht nicht ganz das, was eine überwundene Epoche „gesellschaftsfähig“ nannte, aber — der erste Schritt zur Gemeinschaft wäre getan.

Gemeinschaft gibt es nur zwischen bluthaft-lebendigen Individuen mit ihren Schwächen und Vorzügen. Gesellschaft dagegen ist eine Zusammenkunft von Menschen, die mehr oder weniger Massen vor sich her tragen. Im Theater des klassischen Altertums trugen solche Massen die Schauspieler vor ihrem Gesicht, durch die sie „hindurchkamen“. Dieses Hindurchkommen heißt innerlich „personare“, weshalb die moderne Tiefenpsychologie auch die gesellschaftliche Maske vieler Menschen mit „personae“ bezeichnet.

Im praktischen Leben ist eine solche persona natürlich für einen zielbewußten Umgang sehr notwendig. Es dreht sich meist der Titel und Beruf eines Menschen mit seiner persona, und jeder, der von solcher persona hört, weiß sofort, wie er sich zu verhalten hat.

Nehmen wir z. B. an, Herr X. erzählt, Herr Y. sei Gerichtspräsident. Sofort stellt sein Inneres ihm gewisse Bilder vor Augen, die um Alter, Würde, Erfahrung, Gelehrsamkeit usw. kreisen. Mit der persona ist dies also soweit in Ordnung, und ohne diese Ordnung gäbe es in unserer „Gesellschaft“ ein heilloses Durcheinander. Denn die Menschen sind in ihrer Individualität verschieden in Tempo, Intelligenz, Gefühlswerten, Sensibilität usw. Und wie die menschliche Gesellschaft ausfallen würde, wenn sich jedesmal einer auf den anderen erst genau individuell einstellen müßte, wäre nicht auszubedenken. Also haben wir die „persona“, die es uns erlaubt, rasch und unverwundlich die notwendigen Tagesgeschehnisse sich abwickeln zu lassen. Deutlich wird das jedem, etwa wenn ein Mann von hohem Amt in eine Stadt kommt und mit viel Ehren umspungen wird. Dabei wird sein menschlicher Wert überhaupt nicht berührt, sondern alles dreht sich um die persona.

Nicht so bei der Gemeinschaft. Soll diese irgendwo zu Worte kommen, so hängt gerade von den Gefühlswerten eines Menschen alles ab, und seine persona ist vollkommen nebensächlich. Bei der Gemeinschaft heißt es Farbe bekennen, sonst bleibt alles kalt und mastenhaft hart. Dieses Fardebekennen ist freilich nicht so zu verstehen, daß einer nun herausragt, wer er ist oder sein will, sondern es schwingt und spricht viel mehr zu sich in den Worten als in ihnen.

Solange ein Mensch sich dieser Schwierigkeit bewußt ist, bleibt er Mensch — damit lebendig — damit gesund.

Anderes wird es, wenn einer nicht mehr weiß, daß er eine persona hat, sondern so in seinen Beruf oder seinen Titel verarrt ist, daß er sich — das heißt seine gesunde, gefühlswarme Ich-Personalität — nicht mehr von dieser Maske zu trennen vermag. Er ist mit seiner Maske eins geworden — er hat sich unmerklich und unbewußt mit ihr gleichgesetzt, seinen Schattens vorlären und damit den Anschluß zu eigenen seelischen Tiefen.

Diese Gleichsetzung kann lange Zeit gehen, nämlich so lange, bis es sich die abgepaltenen Persönlichkeitsanteile, also das Gefühl, die Empfindungen und Abnungen, nicht mehr gefallen lassen. Sie werden unruhig und rebellisch, was ihr Träger an dem bekannten Zeichen der „Nervosität“ merkt, ein Zustand, den die ärztliche Seelenheilkunde als Neurose bezeichnet. Dieser Zustand kann nun, wenn der Betroffene immer mehr versucht, sich mit seiner persona gleichzusetzen, so weit gehen, daß schwerste Störungen in jenem Gebiet des Nervensystems auftreten, das wir das autonome, zu deutsch das selbstbestimmte, nennen. Wir haben dann eine sogenannte „Ligandose“ vor uns. Der betreffende Mensch ist dabei eben so weit gekommen, daß er praktisch nur noch aus seiner Maske besteht, wogegen die lebenden Kräfte des Körpers sich in der Form von Verdauungs-, Schlaf- und Kreislaufstörungen, nervösen und heftigen Beschwerden aller Art zur Wehr setzen. Häufigerweise wird dann oft angenommen, der Körper sei krank, während in Wirklichkeit nur der Kopf und das Denken krank sind. Die jene letzten Reize der noch vorhandenen Vitalität mit Schlaf- und anderen Mitteln abzuwenden versuchen, freilich dort man hier nun nicht umgekehrte Schlüsse dahin ziehen, als ob alle Schlaf- und Verdauungsstörungen seelisch bedingt seien. Dies zu entscheiden ist nur dem Fachmann bei genauester Berücksichtigung der körperlichen wie seelisch-geistigen Umstände möglich.

Die seelenärztliche Heilung eines solchen Menschen muß dann damit beginnen, ihn über die Tatsache aufzuklären, daß er und seine persona nicht dasselbe sind, um ihn dann an die lebenserhaltenden Kräfte seiner Gefühle und Instinkte wieder heranzuführen. Dies wird meist unterstützt durch die Traumanalyse, weil sich dem geistlichen Psychologen im Traum das Wesen der seelischen Tiefenschichten, mit denen jene persona wieder Beziehung aufnehmen soll, in bildhafter Weise kundtut. Zurückkommend auf den Gedanken der Gemeinschaft, wird wohl nun der Leser verstehen, daß mit Menschen, die mit einer Maske von sich selber gleichsetzen sind und sich nur das erlauben, was jener Maske, die als Verkleidung fungiert, entspricht, wohl eine Gesellschaft mit all ihren unpersonlichen Formeln sich abwickeln läßt, aber nie eine Gemeinschaft aufgebaut werden kann.

Nehmen wir z. B. an, ein Arzt sei mit seiner medizinischen persona gleichgesetzt, dann hat er, wie die Maske, nur noch ein Gesicht, das nach außen sieht, und das andere, das nach innen zu den Wert eines Gefühls schauen müßte, ist abgestorben. Letzteres könnte wohl im Patienten auch den Menschen leben — die persona des Mediziners aber sieht, unpersonlich wie eben eine Maske ist, nur „den Fall“. Zwischen einem Arzt als Menschen und einem anderen kranken Menschen ist also eine Gemeinschaft möglich — zwischen einem Mediziner und seinem „Fall“ nicht!

Ein Mann, der in seinem Beruf Richter ist, sich aber nicht mit diesem Beruf auseinandersetzt, wird sich an den ersten Schneesglücken, die eine Blumenfrau ihm anbietet, freuen und damit lebendiges Fühlen zeigen, das zum Nebenmenschen Kontakt schafft und Gemeinschaft ermöglicht. Der Rur-Jurist sieht in jenem Blumenverkauf wahrscheinlich nur einen „ambulanten Gewerbebetrieb mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen“. Solches Sehen macht jede lebendige Beziehung zur Umwelt, sei es zu Mensch, Tier oder Pflanze, unmöglich und läßt eine Gemeinschaft im echten Sinne natürlich nie entstehen.

Wer selbst sich mit seiner Maske gleichsetzt, verliert sehr bald nicht nur das Gefühl für den Nebenmenschen, sondern auch das Gefühl für den eigenen Körper, für seine Seele und

seine Entscheidung am besten auswerten konnte. Der eingeschlagene Weg war ihm der sicherste erschienen, denn natürlich — so hatte Behrend erwartet — gab das einen großen Skandal und Christian mußte die Gegend verlassen. Nun war alles anders gekommen. Beruhigt sein, weil er eine andere hatte — ja, das war ganz schön gesagt, aber er wurde dadurch den Keel nicht los, und darum war es ihm zu tun! Er bekam so seine Pferde nicht wieder und Ida würde weiterhin nichts von ihm wissen wollen. Bislang hatte er über seine Entscheidung geschwiegen, aber das konnte er nun natürlich nicht mehr tun. Entweder der Christian ging freiwillig, oder er würde allen Leuten — zuerst natürlich Ida — erzählen, daß er eine Beziehung mit Hanne Moorlamp hatte.

Während Behrend darüber nachgrübelte, sagte Karl Hollinger seiner Mutter auf ihre Frage, daß Behrend nichts Besonderes von ihm gewollt habe. Er hätte auswärts eine Stellung für ihn gesucht, aber er konnte ja nun vorläufig keine

Karl mochte mit seiner Mutter mag, aber das sprachen, was er erfahren hatte. Es hatte ihn tief betroffen, er konnte es jetzt nicht in langen Erklärungen breittreten, das war ihm unmöglich. Aber er wußte nun, was Hanne Moorlamp damit gemeint hatte, als sie sagte: „Ich kann noch lange nicht damit an die Öffentlichkeit treten. Aber, wenn es geschieht, dann wird niemand mich verstehen.“

Anderer Dinge fielen ihm ein, die er bisher nicht beachtet hatte. Seine Mutter erwähnte einmal gesprächsweise, ein junger Feldwebel sei dagewesen und habe den Weg noch einmal sehen wollen. Er entsann sich, daß Hanne damals beim Pferdekauf klüftig auf einen Soldaten deutete, der ihnen den Weg besonders empfohlen hatte. Karl erinnerte sich nicht seines Aussehens, aber sicher war er der Mann, der ihm Hanne Moorlamp genommen hatte. „Hanne, Hanne!“ dachte Karl, „wird er dich so glücklich machen, wie ich es dir trotz allem wünsche?“

Gequält warf er sich an diesem Abend in seinem Bett hin und her. Plötzlich fiel ihm ein, ob Vater Grothe viel

deren Bedürfnisse. Er fühlt erst dann, daß er ein Wesen mit einem bluthaften Organismus ist, wenn dieser verlegt und in gesundheitlichen Störungen aller Art sich bemerkbar macht. Diese Störungen zwingen dann auch einmal die Maske, nach innen zu schauen, soweit sie nicht schon so erstarrt ist, daß ihr nichts anderes mehr als der Blick nach außen möglich ist.

Oder aber ein solcher unpersonlicher Massenmensch wird von den anderen gemieden und verfaßt so immer mehr seiner inneren Verlassenheit. Je unpersonlicher er wird, desto mehr werden ihn fühlende Menschen meiden, je mehr sie ihn meiden, desto stärker gerät er in Verlassenheit. Dieser Teufelskreis steigert sich in ihm so lange, bis die starre Maske zerbricht und die Nervenkrisis ihn zwingt, auch seinem Gefühl ein Lebensrecht einzuräumen. Gelingt es ihm, über Beziehungen zu seinem Gefühl und dessen Werte den Weg zum anderen zu finden, dann erst löst durch die ehemals leblos überlebende Maske die nun gesundende Seele des lebendigen Menschen im Wiederhall zu den Worten des anderen, mit dem und an dem sie helfen kann zur großen Gemeinschaft des Volkes.

Askania Nowa.

Schicksale eines deutschen Tierparadieses im Osten.

Von Theodor Engelmann.

Die deutschblutige Jozin Kotharina, die ihrer Landeskunde Fähigkeit im Besiedeln fremden Urlandes kannte, hatte schwedische Kolonisten bis in die Taurische Steppe kommen lassen und ihnen allerlei Unterstützung zugesagt. Aber als die Auswanderer in dieser öden, endlosen Steppe nichts fanden als nur die ungebrochene schwarze Erde und kein Wasser, kein Holz, kein Gerät und keine Menschenhände, da verzweifelten sie schier, stellten ihre Wagen mit der Teufel noch ihrem Heimatort gerichtet, um wenigstens die Richtung dorthin nicht zu verlieren, und belagten ihr Mißgeschick.

Das war nun nichts für einen von ihnen, den Georg Fein, der nur Selbsthilfe und seine Kräfte kannte. Er schalt sie zuerst tückisch zusammen, griff dann mit harter Hand die schwere Bionierarbeit an und rief die Verzagten mit sich durch sein tatkräftiges Beispiel. So wurde Fein einer der Mitbegründer jener blühenden Kolonien im Schwarzmeergebiet, die noch heute ihre siddischen Städtenamen — Heidelberg, Worms, Darmstadt, München u. a. — führen. Seine Sohne und Großöhne arbeiteten in erster Reihe mit an dem Aufschwung dieser deutschen Gemeinden, die durch eigene Gemeinschaftsverwaltung unter ihrem verantwortlichen Schutze und durch eine fortschrittliche Land- und Viehwirtschaft bald als Muster-siedlungen im Jarenreich berühmt wurden.

Nicht eigentlich mit Herreidbau, sondern mit Schafzucht hatten dort die meisten deutschen Siedler angefangen, nachdem eine erst bescheidene Wohnstätte mit Feld und



**Wenn alle glücklich sich geeinigt,
wer nun den Luftschuttkeller reinigt,
dann hat die Miese niemals Zeit!
Doch muß sie nachts mal in den Keller,
dann schnurrt ihr Mundwerk wie'n Propeller
ob mangelhafter Sauberkeit!**

Frau hinterm Pflug

Roman von Marie Schmidtsberg

Überbar-Rechtsschutz. Drei Quellen-Verlag Königsbrunn bei Dresden

„Wenn es wirklich so ist — sie kann ja schließlich tun und lassen, was sie will“, sagte Karl und fügte dann höflich und etwas heiser hinzu: „Ist er — ist er denn ein ordentlicher Mensch, dieser Städter?“

„Oh — wie Städter eben sind. Er hat dicke Bücher und kann keinen Dreck unter den Fingernägeln haben. Und beim Essen nimmt er die Gabel in die rechte Hand. Er gibt sich wohl Mühe, das will ich nicht sagen. Aber etwas wird doch im Leben kein rechter Bauer. Er hat früher studiert, und das kann er nicht weitermachen, weil das Geld fehlt. Vielleicht kennst du ihn. Er war bei den Soldaten, die hier bei Kriegsende im Quartier lagen. Brenken heißt er und hat bei Benternmann gewohnt. Da hat die Hanne ihn auch wohl kennengelernt. Könnte auch was Besseres tun, als mit so einem anhängeln.“

Behrend schloß nach dieser langen Rede erst mal tief Atem. Karl wollte schon die Gelegenheit benutzen und das Gespräch beenden, aber Behrend war nun richtig im Schwung und sprach schon weiter: Das Schlimmste sei, daß der Keel mit seinem hübschen Gesicht und seinem feinen Getue auch anderen Mädchen die Köpfe verdrehe. Die Ida zum Beispiel — sonst sei sie so ein vernünftiges Mädel —

Ein leises Lächeln huschte über Karls Gesicht. Darum also interessierte Behrend sich so lebhaft für den Städter! „Nun“, meinte er, „da kannst du ja jetzt beruhigt sein, wenn er eine andere hat. — Und nun will ich noch Hause gehen, sonst vermisst man mich da.“

Behrend sah gedankenvoll dem Davonschreitenden nach. Diese Unterredung war ganz anders verlaufen, als er erwartet hatte. Behrend hatte vorher lange überlegt, wie er

leicht von den Beziehungen seiner Tochter erfahren und ihn darum für kommenden Sonntag zu sich bestellt hatte.

Aber er irrte sich. Es war etwas anderes, was Vater Grothe auf dem Herzen hatte. Allerdings handelte es sich auch um Hanne, und es machte ihm seit einigen Tagen den Kopf bedenklich warm. Mit seinen Angehörigen hatte er noch nicht darüber gesprochen, denn merkwürdigerweise erschien ihm Karl Hollinger noch immer als derjenige, der als erster Anspruch darauf hatte, alles zu erfahren, was mit Hanne zusammenhing. Dann erst kamen ihre Angehörigen. Karl Hollinger hatte schon recht mit seiner Vermutung, daß Vater Grothe durchaus noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte.

Am Sonntag sah es bedenklich nach Regen aus. Man fürchtete schon, daß man den geplanten Besuch nicht ausführen konnte. Das paßte Vater Grothe durchaus nicht in seinen Kram. So'n blöden Regen, meinte er, was das schon ausmachte. Alltags würde man auch mal naß, und die Verwandten seien doch auf den Besuch eingerichtet. Man sah das ein, wollte aber dann wenigstens die Kinder daheim lassen. Aber auch sie pören Vater Grothe im Wege.

Zum Glück klärte sich das Wetter gegen Mittag auf, und am Nachmittag schien sogar die Sonne. Zu Fuß rückte die ganze Familie ab, denn sie hatten nur eine halbe Stunde Weg. Vater Grothe mußte erst noch allerhand Ermahnungen und Ratsschläge anhören. Der Kaffee stande unter der Warmhaube und der Kuchen im Schrank. Um vier Uhr müsse er die Ferkel füttern, das Futter stünde im Eimer bereit. Und er solle ja nicht vergessen, die Hühner zu füttern, bevor sie auf den Wiesen gingen. Eines sagte man ihm allerdings nicht, daß die Eltern der jungen Frau Grothe auch Hanne eingeladen hatten und man sie also dort treffen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Garten geschaffen war. So auch die Feins, die von Hause aus etwas von Schalen und Wolle verstanden.

So ging es den Siedlern gut, ja zum Teil glänzend, bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, wo die panlawistische Bewegung einsetzte. Da waren mit einemmal die den ersten Kolonisten feierlich versprochenen „ewigen“ Rechte vergessen: die jungen Siedler mußten Soldatendienst tun, die Gemeinden verloren ihre leiberrige Selbständigkeit.

All das und noch mehr hatten auch die Feins durchgemacht. Allein sie waren, wie gesagt, schon früher als erfahrene Schatzkünstler zu Wohlstand und Ansehen gekommen, so daß ihnen diese Rückschläge nicht allzu viel schaden konnten. Denn, obwohl im Kern immer gut deutsch geblieben, war ihr Besitz und Einfluß doch schon so groß, daß die zaristische Regierung es nicht mit ihnen verderben wollte. Auch wußte sie, daß sie es hier mit Koloniatoren zu tun hatte, die dem Lande deutsche Kulturwerte vermittelten.

Dies galt besonders von dem Urgroßvater jenes ersten eingewanderten Feins: Friedrich Holz-Fein. Holz-Fein nannte sich die Familie nach dem schon Anfang 1800 in die Sippe und Wollwäscherei eingewanderten Gottlieb Holz. Zu Friedrich, der 1863 geboren war, hatten sich nämlich nur die besten Eigenschaften der beiden tüchtigen Familien Holz und Holz zu einer kraftvollen und bedeutenden Persönlichkeit zusammengelunden. Als er Astania-Rowa als Familienerbe übernahm, jene 1826 von dem Herzog von Anhalt-Köthen gegründete und nach dem ostasiatischen Fürstentum genannte Schafzucht, war es bereits ein großer und reicher Gutsbesitz, der nichts mehr von den Siedlerfröhen erkennen ließ. Derenwegen seinerzeit die Anhalter dem unrentablen Besitz an die Feins verkauft hatten. Unter ihrer sachkundigen Hand war aus der neuliebenden Schafzucht eine Großwirtschaft geworden mit riesigen Tierbeständen und ausgedehntem Ackerbau.

Während Friedrich diesen großartigen Gutsbesitz trefflich verwaltete und nach allen Richtungen förderte — es entstanden neben einem eigenen Krankenhaus Arbeiterwohnungen, Wäschhäuser, Kantinen, Brennereien, Versuchstationen u. a. m. — konzentrierte sich sein persönliches Interesse auf die wissenschaftliche Tierzucht. Zunächst ging es ihm um die Kreuzung und Aufzucht von Qualitätsschafen, und da galt er bald mit seinen Herden von über 400.000 hochgezüchteten Tieren und den riesigen Erträgen an erklaffender Wolle als wahrer „Schaffkönig“. Dazwischen kam seine persönlich-wissenschaftliche Züchtung, die Beobachtung, Pflege und Zucht aller möglichen Tiere. Schon als Junge hatte er beobachtet, daß im Herbst manche landfremde Vogelarten bei ihrem Flug nach Süden in der Gegend von Astania-Rowa einfielen, offenbar um sich zu sammeln und auszurufen für die weite Reise nach Afrika. Manches flugunfähige Tier hatte er schon damals betreut und, wenn invalide geworden, zur Pflege und Weiterzucht behalten. Aus dieser kleinen Vogelsammlung des Knaben war mit der Zeit eine möchtige Voliere geworden.

Zu der Vogelzucht kamen bald allerhand Säugetiere, die dem Steppenschafer und Alima entsprachen oder auch — seltsames Naturpiel — sich den Verhältnissen allmählich anpaßten, wie beispielsweise Kamass, Kanguruhs, Kamele, Antilopen, Fedras u. a. Auch sie sollten möglichst in Freiheit leben, und so wurde ihnen ein zum Teil baumbeladener, über 150 Morgen großer Naturtierpark hergerichtet, wo sie sich fast wie in der Wildnis veranlagten sammelten und auch fortpflanzten. Und dieser Fortpflanzung und der einzigartigen Seltsamkeit der Beobachtung und Beeinflussung der Tiere wandte nun Friedrich sein besonderes Interesse und Studium zu. Mit dem Ergebnis, daß mittels Kreuzung, künstlicher Befruchtung und anderen neuen Methoden nützlich wichtige Erfolge erzielt wurden.

Aus allen Besitzenden kamen Tierforscher, Richter und Viehhändler herbei, um das von dem Deutschen geschaffene Tierparadies kennenzulernen. Lebten doch die Tiere dort in dem weiten Steppengebiet kaum anders als in der Freiheit, ungestört durch fremde Menschen, Lärm oder Verkehr und wohlverpflegt mit allem, was sie brauchen: frischem Wasser, natürlicher Nahrung und Gemeinschaft mit Artgenossen.

Einer der liebsten und geachteten Gäste in Astania-Rowa war Professor Hedl, der bekannte langjährige Direktor des Berliner Zoos und Altmeister auf dem Gebiet dieser besonderen Tierforschung. Er hat auch ein warmherziges Wortwort zu dem Buch „Astania-Rowa“ geschrieben, in dem der jüngere Bruder Woldegar über Friedrichs Werk und Leben berichtet.

Es klingt fast sagenhaft, was man von der damaligen großen Zeit Astania-Rowa berichtet. Da war nicht nur ein großartiger, moderner Gutsbetrieb, dem Friedrich vorstand, er selbst ein Fürst im Lande, dessen Rat und Spruch im Kreise und bei Gericht den Ausschlag gab, und der von seinen Gefolgsmännern, Deutschen sowohl wie Ukrainern, Tatarern, Kosaken, wie ein Patron verehrt wurde. Da gab es, vor allem zum Geburtstag des Gutsbesizers, glänzende Hoffgaden, Pferderennen auf eigener Rennbahn, Jirkusdarbietungen, landwirtschaftliche Ausstellungen u. a. m. Und noch heute erzählt man von jenem „weißen Schloß am Schwarzen Meer“, wo die hochbetagte Mutter des Gutsbesizers einer Fürstin gleich residierte, bis sie, die achtzigjährige Greisin und Wohlthäterin des Landes, von revolutionären Räuberbanden unter der bolschewistischen Herrschaft ermordet wurde.

In all diesen Wohlstand brach dann eines Tages der Weltkrieg hinein. Zunächst nur mit militärischen Einziehungen des wehrfähigen Gutspersonalis, der Pferde und landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Später aber, als die rote Revolution ausbrach, war es mit Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu Ende, da begann der bolschewistische Terror mit Rauben und Morden unter Menschen und Tieren.

Vergeblich versuchte Friedrich, dem Raubgesindel Einhalt zu gebieten, er wurde gewaltiam gefangen und als Deutscher gebrandmarkt. Der loserte, aufrechte Mann erlitt einen Schlaganfall. Alles schien verloren! Da, in höchster Not, nahte eine deutsche Heeresgruppe, drang siegreich in die Ukraine ein und befreite auch Astania-Rowa von der roten Pest. Wieder herrschte dort für eine Zeitlang Ruhe. Die Gutsbetriebe arbeiteten wieder, lieferten jetzt ihre Erzeugnisse, besonders Schafwolle, an die deutschen Truppen, und das Leben dort schien wieder seinen alten Ablauf nehmen zu wollen. Da kam die Schreckenstunde vom Dossensitzstand im Westen.

Die deutschen Truppen zogen aus der Ukraine ab, und das Land fiel den bolschewischen zum Opfer. Die Gutsbetriebe der Feins-Holz wurden zerstört, das weiße Schloß am Schwarzen Meer ward ein Raub der Flammen, und nur Astania-Rowa mit dem, was vom Tierpark noch übrig war, blieb einigermaßen verschont. Später wurde es als eine Art Refugium für bolschewistische Nationalisten erklärt und als sowjetische Kolonialwirtschaft ausländischen Besuchern gezeigt.

Friedrich von Holz-Fein gelang es, nach Deutschland zu entkommen, wo er in Berlin den zerstörten Schaden seines Lebens vergeblich neu zu knüpfen sich bemühte. Er starb 1920, betrauert von vielen Freunden. Seine schlichte Grabstätte zieren zwei Steppensadler, letzte Grüße aus dem fernen Paradies der Tiere.

Zuspruch

Sei stark, mein Herz!
 Ist so viel Leid
 Und Traurigkeit
 Und wilder Schmerz —
 Sei stark mein Herz...

O Kage nicht...
 O jage nicht!
 Es heilt ein Licht.
 Tief in uns glüht's...
 Still in uns blüht's
 Das kann uns keiner rauben.
 Das Licht heißt: Tapfer glauben...!
 Irngard Fischer.

Spruch zum Tage

Alle Arbeit nur ein Ziel
 Und jeder Handschlag für den Krieg.
 Fordert diese Zeit auch viel:
 es geht um unsern größten Sieg!
 Kurt Wagnmann

Infolge besonderer Schwierigkeiten können wir in unserer heutigen Ausgabe das aktuelle Nachrichtenmaterial wieder nicht veröffentlichen.

Die Schriftleitung.

Aus Stadt und Land

Montag, 23. Februar 1944

Schönes Ergebnis der Hofenfeld-Sammlung der NSB im Kreis Calw

Während einer Sonderaktion, die im Januar stattfand, wurden im Kreis Calw bei der von der Kreisamtsleitung der NSB durchgeführten Hofenfeld-Sammlung nicht weniger als 2000 Felle abgeliefert. Zahlreiche weitere Felle gingen den Fellhändlern abhand. Das Sammelergebnis ist sehr gut (im Kreis Freudenstadt wurden 500 Felle gesammelt). Die Felle dienen zur weiteren Ausrüstung unserer im Osten kämpfenden Truppen.

Ist der Same heimkräftig?

Der Untersuchung der Bodenfruchtbarkeit gilt das besondere Augenmerk der Chemiker, die bereits eine Reihe geeigneter Verfahren erproben haben, doch macht die Vielfalt der stets neu auftauchenden Mängel und Sonderaufgaben stets neue Verbesserungen erforderlich. Als besonders bedeutsam hat sich die Gegenwart der Phosphorsäure erwiesen. Sie fand sich in erhöhtem Maße in einem völlig ausgetrockneten, dann wieder angefeuchteten Boden, der damit eine größere Fruchtbarkeit erwies als die Scholle, die stets feucht geblieben war. Diese neue wissenschaftliche Feststellung bedeutet übrigens nicht weiter als die Bestätigung einer schon seit langem gemachten Erfahrung. Der erhöhte Gehalt an Phosphaten hat überdies auch für den Historiker besondere Bedeutung. Man erachtet solche Wahrnehmung als Beweis für das einstige Vorhandensein vorgeschichtlicher Züchtungen und ist dazu übergegangen, aus dem Phosphorgehalt des Bodens die Lage jener vorgeschichtlichen Züchtungen zu ermitteln.

Neben der Fruchtbarkeit des Aders hat der Chemiker auch die Keimfähigkeit des Samens unter die Lupe genommen. Früher mußte das saure Natriumselenit diesem Zwecke dienen. Leider führte die Anwendung dieses Mittels zu Beschädigungen des Keimgewebes, dessen Lebensfähigkeit beeinträchtigt wurde. Neuerdings ist nun eine andere Droge in den Dienst dieser Untersuchungen gestellt worden, ein organisches Ammoniumsalz, dessen wässrige Lösungen farblos sind, sich aber tiefrot färben, wenn sie bestimmten chemischen Einwirkungen unterworfen werden. Und diese Einwirkungen gehen auch von dem entwicklungsfähigen Keimgewebe aus. Das neue Mittel, das dem zu prüfenden Samen keinerlei Schaden zufügt, vermag also dessen Lebenskraft auf eine sinnfällige Weise zu ermitteln und anzuzeigen.

Vorzeilm. (Einen Monat Gefängnis für anonymen Brief.) Eine gerichtsbekannt persönliche Briefe sind auch der NSB eine Heimstätte für verwundete Soldaten in den hiesigen Lazaretten ihrer Bestimmung übergeben. In diesem Heim können die Verwundeten unter Vorzeilmung eines Ausweises 14 abwechslungsreiche Stunden durch Unterhaltungsspiele und Vorkühler schaffen. Alkoholische Getränke werden kostenlos verabreicht.

Vorzeilm. (Heim für verwundete Soldaten.) In letzten Samstag wurde in der Weggele 1 durch die NSB eine Heimstätte für verwundete Soldaten in den hiesigen Lazaretten ihrer Bestimmung übergeben. In diesem Heim können die Verwundeten unter Vorzeilmung eines Ausweises 14 abwechslungsreiche Stunden durch Unterhaltungsspiele und Vorkühler schaffen. Alkoholische Getränke werden kostenlos verabreicht.

Füttert die hungernden Vögel!

Gestorben
 Bedenpfarrn: Georg Kugel; Wildbad: Emma Biser, geb. Lang; Reuhengst: Katharine Tolmon, 82 J.; Stammheim: Rudolf Mehl, 50 J.

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Dietrich Fauth in Wiesloch. Vertriebsleiter: Ludwig Rauh, Druck u. Verlag: Druckerei Rauh, Wiesloch, 3. St. Preis 1/2 Pf.

Todes-Anzeige. **Altenfeld, 22. Febr. 1944**
 Nach kurzem, schwerem Krankheitslager meine liebe Mutter, unsere gute Schwester, Schwägerin und Tante
Frau Auguste Maier
 geb. Schäberle, Holzhandlers-Witwe
 im 69. Lebensjahre heimgehen.
 In tiefster Trauer:
 Für den im Osten vermißten Sohn Erwin Maier und im Namen aller Verwandten die Schwestern: Maria Schäberle, D. Scheibronn, R. Böllingen, Pauline Wagner, geb. Schäberle mit Familie, Eslingen a. N. Bahnhofstr. 2 und Familie Martin Schäberle, D. Scheibronn, R. Böllingen.
 Beerdigung in Altenfeld am Freitag, 25. Februar 1944, 13.30 Uhr von der Kapelle des Wäldersbuchs aus.

Spielberg, 22. 2. 44
Dankfagung.
 Für die vielen Beweise herzlichster Teilnahme, die wir bei dem schweren Verlust meines unorgelichen Mannes, meines lieben Vaters, Bruders, Onkels, Schwagers und Schwagerbruders Obergst. Georg Dreßle erfahren durften, fassen wir aufrichtigsten Dank insbesondere danken wir Herrn Parter Rektor für seine tröstlichen Worte, sowie dem Wäldersbuchschor für den edelsten Gung und die züchtige Beerdigung am Trauergottesdienst.
 Die trauernden Hinterbliebenen.

Spielberg, 23. 2. 44
Dankfagung.
 Für die vielen Beweise aufrichtigster Teilnahme, die mir bei dem schweren Verlust meines lieben Vaters Christian Dreßle erfahren durften, fassen wir aufrichtigsten Dank insbesondere danken wir Herrn Parter Rektor für seine tröstlichen Worte, dem Wäldersbuchschor für den edelsten Gung und die züchtige Beerdigung am Trauergottesdienst.
 Die trauernden Hinterbliebenen.
 Beerdigung am 25. Wochentag

Handverträge
 Das Handwerk empfiehlt die Handlung Rauh, Altenfeld

Rind
 Konrad Wildellch
 Hochdorf

Jungmädelsgruppe 3/401
 Heute Mittwoch, den 23. 2. 44 für alle Mädels Sport in der Turnhalle, Antritt 14.30 Uhr. Unbedingtes Erscheinen ist Pflicht, da die Baumadelsportwart 20 min.
Die Gruppenführerin.

 Als Prüferin für Luftschutzeuge

arbeitet Frau K. im Rüstungswerk Genua so gewissenhaft versorgt sie daneben aber auch ihren Haushalt. Wenn sie im Werk schafft, überläßt sie am Waschtag die Einweilarbeit Henko. Die mit Henko genügend lange eingeweilte Wäsche braucht sie nur gut durchzuklopfen und dann kurz zum Kochen zu bringen. So wird aller Schmutz ohne Reib- und Bürstarbeit entfernt. Durch Henko wäscht man leichter, schonender, kommt besser mit dem Waschlapp zu recht und spart Kohlen.
 Für die mir aufgegebenen Brennwein-Vorbestellungen bitte ich meine wertvolle Randschaft dringend, mir ganzbare 1/2, oder 1/4-Liter Flaschen bringen zu wollen. Ich bitte um sofortige Abgabe der Flaschen.
 Frig Fialg, Coabitorel.

"Krewel"

 - Arzneimittel -
 sparsam durch Güte
 - seit 1893 -
 Chem. Fabrik Krewel-Leuffen G.m.b.H. Köln

HIPP'S KINDERNAHRUNG

 Sparsam ist Pflicht!
 15 Pfennig werden in die Sparbüchse, wenn Sie HIPP'S KINDERNAHRUNG mit Milch und Milch im Nachfüllbeutel wählen.

SPARGIRO

 einfach — schnell — sicher
 der Zahlungsverkehr
 der
Kreissparkasse
Calw

Man nehme nach Rezept nicht nach Güttdanken - im sparsam mit
MONDAMIN
 im einzigen
 Mondamin-Ges. m. b. H. Berlin-Charlottenburg 8

Inventur im Medizinschrank!
 Wenden verschleierten Silphoscalin-Behandlung wird bei oft auch zum Wohle kommen. Besser als was bisher, ist es für den Krankheitsfall geeignet. Nun aber erst die angereicherteren Behandlungen aufzuweisen, bevor eine neue Geburt nicht ohne mühsamen Heilungserfolg verwehrt werden, auch
Silphoscalin-Tabletten
 Ich will auch zu ihrer Bestellung viel Mühe gebraucht sein. Der danach handelt, bitte bei
Parole: Spat Kohle!
 Carl Bühler, Konstanz, Fabrik pharm. Präparate

Allzu süß ist fadel!

 Es ist ein Kennzeichen für alle Feinschmecker, daß sie sehr vorsichtig wählen. Sie wissen nur zu gut, daß alles zu Süße, zu Salziges oder zu Süßes die Geschmacksnerven abtödtet. Und das gilt natürlich auch für Süßholzwursten. Aber daher lag es, der rechte nicht 1/2 Liter der G. H. H. für 1/4 Geld Wäldersbuchschor, sondern gleich für 2 Geld.
 Deutsche Süßholzwursten-Gesellschaft m. b. H. Berlin W 25
 Schluß ist im Rahmen der bisherigen Zulassung nur bei 1/2 Liter.